

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 21

Artikel: Gedanken über Heer, Offizierskorps, Soldatenbund und Demokratie
(Fortsetzung)

Autor: Wohlfahrt, O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nehmen Züge und Halbzüge oft echelonierte Formationen an.

Wo nötig deckt die Infanterie durch ihr Feuer ihre Kampfwagen gegen feindliche Infanterie. Die Tanks leiden durch das Feuer der eigenen Infanterie in Folge ihrer Panzerung nicht. Es ist aber denkbar, daß feindliche, nahe an Tanks herangekommene Infanterie, diese mit Sprengkörpern angreift.

Aus diesem Bedürfnis gemeinsamen Handels und gegenseitiger Unterstützung ergibt sich ohne Weiteres, daß die Tanks nicht zu weit (kaum über 5—600 m) über die eigene Feuerlinie hinaus vorprallen dürfen.

Jeder von den Tanks errungene Vorteil wird augenblicklich von der ihnen folgenden Infanterie ausgenutzt.

Die gewaltige Erleichterung, welche der Angriff durch das Mitmachen der Tanks erfährt, liegt auf der Hand.

Die Hindernisse werden durchbrochen und die Verluste vermindert, da die Bekämpfung der Tanks alles in Anspruch nimmt. So kann das infanteristische Vorgehen *rasch* erfolgen.

Ist der gewollte Erfolg errungen, so gehen die Tanks wieder hinter die Kampffront zurück und können, wenn nötig, in einer von zurückgehaltenen Truppen unternommenen zweiten Aktion neuerdings verwendet werden.

Selbstverständlich sind im schweren Angriffe die Tanksverluste bedeutend und werden immer eine Anzahl Tanks zerschossen liegen bleiben oder reparaturbedürftig werden.

Deshalb braucht es hinter der Front große Ersatz-Reserven und Reparaturwerkstätten.

Im modernen Kampf geht eben Alles ins Große und Massenhafte.

C. Tanks-Abwehr.

Es ist begreiflich, daß der Gegner anfänglich solchem Tankangriff gegenüber schweren Stand hatte.

Aber auch hier trat rasch die Waffe ein, über welche man noch im mandschurischen Kriege so geringschätzig berichtet hatte und welche nun im Weltkriege überall so glänzendes leistete, zur Hauptwaffe wurde: *die Artillerie*.

Sie suchte mit Volltreffern zu wirken und es gelang ihr. Und mittlere und Minenwerfer-Artillerie griffen mit gewaltigem Feuer ein.

Sie brachten so manchen Tankangriff zum scheitern, hauptsächlich damals als man es vorwiegend nur mit den schweren (25 und 30 Tonnen-)Tanks zu tun hatte. Schwieriger wurde es, als die leichten (6,5 Tonnen-)Tanks in Masse aufzutreten begannen.

Die eigens konstruierten großkalibrigen *Tankabwehr-Gewehre*, welche *Stahlkerngeschosse* von 13 bis 14 mm Durchmesser und 6,5 cm Länge verschossen, scheinen nicht viel geleistet zu haben.

Es kam die Zeit wo der Tank die Schlacht entscheiden half.

Wo die Aktion stand half sich die Verteidigung mit tiefen, steilwandigen, gut maskierten *Fanggruben und legte Minen*.

Diese Methoden scheinen sich bewährt zu haben; ihre Anwendung aber beschränkt sich auf bestimmte Lagen.

Weiteres ist darüber vorläufig nicht zu erfahren.

4. Konklusionen.

Die Tanksformationen sind zweifellos furchtbare Gegner.

Sie sind recht eigentlich ein Kampfmittel des Materialkrieges und der militärischen Großmacht. Kleinere Armeen können sich so etwas einfach nicht leisten; da geht Alles zu sehr ins Ungeheure.

Wir dürfen kaum glauben, daß unser Gelände uns vor diesem Kampfmittel absolut schütze. Immerhin begegnet das Heranbringen größerer Tankmassen in unserem Lande gewaltigen Transportschwierigkeiten aller Art, welche mit den übrigen Bedürfnissen eines Invasionsheeres und seiner starken Artillerie sich kombinieren.

So werden diese Schwierigkeiten wohl zeitweise unüberwindlich oder bedingen unverhältnismäßigen Zeitaufwand.

Es dürften da Grenzen liegen, welche kaum überschritten werden können.

Vielleicht drängt die Rücksicht auf Tanksangriffe (wie diejenige auf feindliche Artillerieüberlegenheit) uns immer mehr dahin, *unsere Aktion ins bergige Gelände zu verlegen*, wo unsere Schießfertigkeit und wo die Mitrailleusen vermehrte Bedeutung erhalten.

Wir müssen auch hier unsere besondere Lösung suchen, wie wir das ja in so Vielem schon lange eifriger und geschickter hätten tun sollen.

Jedenfalls brauchen wir nicht daran zu denken solche Kriegsmaschinen uns anzuschaffen, während ich im vorigen Aufsatz zum Schlusse kam, die *Zuteilung von Minenwerfern* wäre sehr zu begrüßen.

Auch hier zeigt es sich wieder, wie sorgfältig wir Alles was von Außen kommt prüfen und uns fragen müssen, ob es für uns paßt oder nicht.

Das wollen wir im Materiellen tun. Noch wichtiger ist es, daß es auch in Allem geschieht was Geist und Methode anbetrifft.

Gedanken über Heer, Offizierskorps, Soldatenbund und Demokratie.

Ob.-Lieut. O. *Wohlfahrt*, Adj. Füs. Bat. 66.

II.

Wir sehen, daß besonders im Militärwesen Viele sich vom Althergebrachten, an dem manche glorreiche Erinnerung haftet, nur schwer sich trennen, um zu Neuem überzugehen. Andere sprechen allen Einrichtungen früherer Zeiten jeglichen Nutzen für die Gegenwart ab. Beide Richtungen sind falsch.

Für unsere Zwecke ist es nützlich, sich ein zusammenhängendes Bild vom Heerwesen des achtzehnten Jahrhunderts zu machen, auf welches viele unserer heutigen Institutionen in Organisation und Ausbildung zurückreichen. Wir werden in spätern Ausführungen darauf Bezug nehmen.

Das achtzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter des Absolutismus. Es ist ein ausgeprägter Ständeunterschied vorhanden. Der Adel bildet die nächste Umgebung des Fürsten, aus ihm nimmt er seine ersten Diener. Die andern Bevölkerungsschichten haben keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte.

Der Monarch betrachtet alle Landesangelegenheiten als seine eigenen, nicht als nationale, so auch den Krieg. Wenn ein solcher ausgebrochen ist, so führt er ihn nie gegen das fremde Volk, sondern gegen die fremde Staatsgewalt; Volk und

Regierung werden nicht als solidarisch miteinander verbunden angesehen. Von der Bevölkerung seines Landes verlangt der Fürst keine selbsttätige Teilnahme an seinen Kriegen, er macht nur von seiner Befugnis Gebrauch, alle Mittel, über die er verfügen kann, zur Durchführung seiner Zwecke zu benutzen.

Die Kriege jener Zeit wurden immer nur um beschränkte Ziele geführt, da alle Monarchen sich als zusammengehörig betrachteten und es gegen einander nie zum äußersten kommen ließen. Das hatte zur Folge, daß die Kriege sehr oft nicht mit äußerster Energie geführt wurden.

Im folgenden betrachten wir nur das preußische Heerwesen. Auf dasjenige der andern Mächte einzugehen hat keinen Wert, da nach den Erfolgen Friedrichs des Großen von allen Staaten sein System bis in alle Details nachgeahmt wurde.

Die Soldaten wurden teils durch Aushebung teils durch Werbung innerhalb oder außerhalb des eigenen Landes gewonnen. Von der Aushebung waren die wohlhabenden und gebildeten Schichten der Bevölkerung befreit, sodaß die Last des Militärdienstes vorzugsweise auf den niedern Klassen ruhte.

Die Offiziere gingen fast ohne Ausnahme aus dem niedern und armen Adel hervor. Von ihren Stellungen und den Hoffnungen, welche sie daran knüpften, vollständig abhängig, waren sie mit ihrem Interesse unbedingt an das des Fürsten gebunden. Trotzdem waren sie es, welche, gegenüber den Ausländern einerseits und den ausgehobenen Untertanen andererseits, das Land repräsentierten.

Bei der angeborenen Achtung, welche damals den höhern Klassen von den niedern entgegengebracht wurde, hatte man in der Zusammensetzung des Heeres aus den beiden Elementen: dem Adel in den Offiziersstellen, den an Gehorsam gewohnten Untertanen als Soldaten, schon eine gute Grundlage der Kriegszucht. Aber trotzdem war die Mannschaft, wie es sich von selbst versteht, ein sehr unsicheres Werkzeug in der Hand ihres Führers. Da sich der Soldat aus den untersten Volksschichten rekrutierte, war naturgemäß die Achtung, die ihm von seinen Vorgesetzten entgegengebracht wurde, sehr gering. Die Kriegszucht beruhte daher nur auf zwei Mitteln, die sich auf der angeborenen Achtung vor dem Offizierskorps aufbauten.

Es herrschte eine sehr strenge Disziplin, die wesentlich auf dem Prinzip der Abschreckung beruhte. Alle Vergehen der Soldaten wurden durch körperliche Züchtigung gesühnt und zwar in Form von Stockschlägen, Fußtritten, Fauststößen und Spießrutenlaufen.

Im weitem wurden alle Gefechtsformen unermüdlich eingedrillt. Dadurch sollte der Mann so weit gebracht werden, daß er, mochte um ihn herum vorgehen, was wollte, unwillkürlich das und nur das ausführte, was der Vorgesetzte befahl. Die Truppe wurde, wenn sie die geschlossene Ordnung, insbesondere das Vorgehen in Linie übte, zugleich für die Schlacht vorgebildet. Der Drill war Selbstzweck, man übte mit ihm direkt die Formen für das Gefecht. Die geringe Achtung vor dem gewöhnlichen Soldaten ließ den Gedanken gar nicht aufkommen, ihm einige Selbständigkeit zu geben. Die leitende Idee war daher, von der allgemeinen Einführung des Feuergewehres ab, einzig und allein die, aus der Truppe Schießmaschinen zu machen,

welche sich durch das Kommandowort bewegen ließen. Das Bataillon, als taktische Einheit der Infanterie, sollte beständig unter den Augen und in der Hand des Führers zusammenbleiben. Aller Wert wurde auf das Feuer nach Kommando und in geschlossener Ordnung gelegt. Um so viel Feuer als möglich zu gewinnen, stellte man das Bataillon in einer dreigliedrigen Linie auf.

Wie und warum auch die Selbständigkeit der Unterführer beschnitten wurde, ist schon dargelegt worden.

Das Leben des Soldaten war kümmerlich, sein Sold gering, Quartier, Kleidung und Verpflegung schlecht.

Das alles hatte eine weitere Folge, über welche Oberst W. Rüstow in seiner Kriegsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts (der ich in der Hauptsache diese Daten entnehme) schreibt: „Die Dürftigkeit des Lebens, die Notwendigkeit, durch niedrige Arbeiten etwas zu dem knappen Solde hinzu zu gewinnen, entehrende und erniedrigende Strafen, ließen den Soldaten in den Augen des Volkes von Stufe zu Stufe sinken und seine Stellung nicht mehr bloß bemitleidenswert, sondern verächtlich erscheinen. Dies entfernte das Heer vom Volke, eine Trennung entstand, welche ausgebeutet werden konnte für die Disziplin und ausgebeutet wurde zu ihrem Vorteil. Sie erleichterte die Schaffung eines Kastengeistes, in welchem selbst der gemeine Soldat in den Formen und Aeußerlichkeiten des Dienstes etwas erhebendes fand, und der ihn nicht mehr bloß körperlich, sondern auch geistig an sie knüpfte. Durch die martialische Haltung, die bunte Kleidung, die Art wie er sie trug, durch die strenge Disziplin selbst, unter welcher er litt, hielt er sich von dem Bürger nicht allein getrennt, sondern auch vor diesem ausgezeichnet, und dieses Gefühl, richtig genährt, trug dazu bei, daß er jener strengen Disziplin sich fügte . . .“

Aber besonders bei der Armee Friedrichs des Großen darf ein anderes Moment nie übersehen werden, es scheint mir sogar, daß dieses am meisten zu den Erfolgen Preußens beigetragen hat: Der König wußte dieser Maschine, als die er das Heer auf dem Kampfplatze ansah, einen richtigen Geist einzuhauchen. Friedrich führte den Krieg mit dem Willen zum Siege, koste es, was es wolle, und es gelingt ihm, diesen Geist auch auf die Truppe zu übertragen. Der Infanterie wurde bei jeder Gelegenheit beigebracht, daß ihre Hauptaufgabe darin bestehe, in der angewiesenen Richtung und so rasch als möglich Terrain zu gewinnen, — die Preußen waren taktisch fast immer in der Offensive — den Feind aus der von ihm besetzten Position zu verdrängen und dadurch seine Schlachtordnung zu stören, worauf bei der damaligen Linear-taktik alles ankam. Wirkte das Feuer nicht schnell genug, so sollte mit dem Bajonett angegriffen werden, überhaupt sollte dieses noch als einzige Waffe in Frage kommen, nachdem man einmal auf fünfzig Schritte an den Gegner herangekommen war. Dabei — wurde dem preußischen Soldaten immer und immer wieder gesagt — mußten sie durch ihre Körperkraft und Disziplin stets Sieger bleiben. Der Reiterei verbot Friedrich ein für allemal, sich angreifen zu lassen; sie sollte stets zuerst attackieren.

Zum Schlusse ist aber noch mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die dreigliedrigen,

geschlossenen Bataillone jener Zeit im Gefecht nicht völlig das gleiche Bild boten, wie auf dem Exerzierplatze. So wenig man jetzt imstande ist, dem Schützenkampf im Frieden ganz das Gepräge des Ernstfalles zu geben, so wenig glichen auch damals die geschlossenen Linien des Exerzierplatzes völlig denen des Schlachtfeldes. Aber durch das straffe Exerzieren war eine Mannszucht entstanden, vermöge deren der Soldat auch in den schwierigsten Lagen immer noch in der Hand seiner Führer blieb, wenn auch das äußere Bild, das die Truppe im Gefecht bot, oft recht verschieden von demjenigen des Exerzierplatzes war. Die Bataillone König Friedrichs siegten nicht, weil die Formen, in denen sie geschult waren, den Anforderungen des Ernstfalles immer völlig entsprachen, sondern weil sie gut geführt wurden, und weil ihnen eine Disziplin anerkannt war, die sie auch in völlig ungewohnten Lagen ihren innern Halt bewahren ließ. Allerdings war es bei der damaligen Feuerwirkung von weit geringerer Tragweite als heute, wenn die vom Exerzierplatze her geläufige Form derjenigen des Ernstkampfes nicht völlig glich. Zudem fochten die Truppen immer unter den Augen ihrer Offiziere.

* * *

Nach diesen allgemeinen Ausführungen, welche die Grundlage zum Verständnis des folgenden sein sollen, gehe ich über zu den vier am Schlusse des Abschnittes I erwähnten Grundprinzipien, wie sie nach meiner Ansicht in der demokratischen Republik auszubauen sind.

Zuerst vom Gehorsam! Man will den Soldaten durch die Ausbildung dazu bringen, daß er immer und unter allen Umständen, mit vollster Hingabe, unwillkürlich das ausführt, was der Vorgesetzte ihm befiehlt. Ist der Feldherr dann auch seines Offizierskorps vollständig sicher, so wird er — wie es den Anschein hat — ein sicheres Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne besitzen. Als hauptsächlichste Mittel hiezu gelten Drill und Strafen.

Ueber den Wert und Unwert des Drills wurde viel gestritten, von Berufenen und Unberufenen, ohne daß die eine Richtung die andere von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen vermochte.

Diese Fragen lassen sich mit Friedensversuchen nicht lösen. Nur mit Hilfe der Geschichte, unter Berücksichtigung der die Ausbildung jeweiligen beherrschenden taktischen Anschauungen, der staatlichen Auffassungen und der betreffenden Kulturstufe gelangt man zu einem abgeklärten Urteile.

Das, was wir heute unter Drill verstehen, wurde zuerst in Preußen im achtzehnten Jahrhundert eingeführt. Wie und warum, habe ich dargelegt.

Die Bedeutung des Drills liegt in der zwingenden Vorstellung, dem Vorgesetzten gehorchen zu müssen, immer und in allen Lagen, auch den schwierigsten. Die Gewohnheit des Gehorchens ist heute viel wichtiger als früher, weil die Einwirkung des Führers auf die Mannschaft in der Schlacht nicht mehr so unmittelbar ist, wie sie es bei den geschlossenen Gefechtsformationen war. Deshalb hat der Drill noch unter den heutigen, gegenüber früher vollständig veränderten Verhältnissen seine große Bedeutung, nicht mehr als Selbst-

zweck, aber als Mittel zum Zwecke, als Disziplinar-mittel.

Wer weiß, wie sehr der Mensch von Formen abhängt, wie die straffe Haltung einem Vorgesetzten gegenüber nicht nur das äußere Benehmen, sondern auch Willen und Denken des Untergebenen beeinflußt, der wird den Drill nicht missen können und nicht missen wollen. Man macht sich die Wirkungsrichtung einer Sache oft am besten durch Uebertreibung klar. Man denke sich einen Soldaten, der es wagt, seinem Vorgesetzten mit den Händen in den Hosentaschen, die Zigarre im Munde entgegenzutreten! Würde der Respekt und damit der Gehorsam dieses Mannes die Feuerprobe der Todesgefahr überstehen? Wie für den einzelnen Mann, gilt das auch für die Truppe. Schlechte Gewehrgriffe, schlechte Richtung an und für sich könnten dem Vaterlande gleichgültig sein. Dem Offizier gegenüber, der als Einzelner imstande sein soll, seine Truppen nur durch sein Beispiel oder durch seinen Befehl in den todsprühenden Geschoßregen hineinzuführen, bedeuten sie eine Vernachlässigung der Haltung, die im Interesse des persönlichen Ansehens des Offiziers nicht geduldet werden darf, die, wenn ungerügt durchgelassen, als schleichendes Gift wirkt und in der Stunde der Gefahr verhängnisvolle Folgen hat.

Durch den Drill soll erreicht werden, daß die Truppe sich auf Kommando auch gegen den eigenen Willen, instinktiv zusammenreißt, äußerlich und damit auch innerlich. Man will durch das straffe Exerzieren die Mannschaft soweit bringen, daß sie sich jederzeit dem Willen des Vorgesetzten unbedingt unterwirft, daß der Eigenwille und die Eigenmächtigkeit jedes Einzelnen in jedem Momente zum Verschwinden gebracht werden können. Der Soldat soll sich zu allen Zeiten, in allen Verhältnissen mit vollster Hingabe der befohlenen Aufgabe zuwenden, jeder soll unwillkürlich sein bestes zur Erreichung des Endzieles leisten, alle Kräfte sollen sich zur Ausführung des Kommandos aufs äußerste anstrengen, auch wenn der Einzelne den Nutzen und den Zweck des Ganzen nicht einsieht. Die Mannszucht und Anspannung aller Kräfte soll durch mechanische Angewöhnung eine auch in den schwierigsten und gefahrvollsten Lagen, wenn sogar die Einwirkung der Offiziere aufhört, sichergestellte Eigenschaft des Soldaten werden. Beim Drill ist Selbständigkeit ausgeschlossen.

Dadurch kommen wir, bei den Anforderungen der modernen Schlacht, um eine Zweiheit in der soldatischen Ausbildung nicht herum. Der Mann soll einerseits zu einem gehorsamen Gliede der Schützenlinie und andererseits zu einem selbständig handelnden Kämpfer gemacht werden.

Solche Schwierigkeiten kannte man früher nicht, wo man sich durch einseitige Betonung formaler Exerzierausbildung behalf und darauf vertraute, daß die Truppe, dank der ihr anerzogenen Mannszucht, sich mit den Anforderungen des Gefechtes schon abfinden werde. Heute muß der straffen *Exerzierschulung* den ihr unerläßlichen Raum zubilligt werden, aber auch die *Gefechtsausbildung* muß zu ihrem vollen Rechte kommen.

Im Wesen des Drills liegt es begründet, daß, so einfach die Bewegungen erscheinen, sie doch eine einläßliche, genaue Detailarbeit erfordern. Es muß korrekte Form verlangt, und es darf keine, auch noch so kleine Abweichung geduldet werden.

Dadurch verbietet sich die Uebertragung des alten Exerzierdrills unmittelbar auf den heutigen Gefechtsunterricht. Dies widerspricht dem heutigen Feuergewehr, weil man damit steife, automatische Schützenlinien heranbilden würde. Der Drill soll in der Schlacht sich nur geltend machen in der Mannszucht und Anspannung aller Kräfte, die durch ihn dem Soldaten zur zweiten Natur geworden sind.

Solche Erlernung der Drillbewegungen braucht aber viel Zeit. Bei kurzer Ausbildung können daher nur ganz wenige Bewegungen drillmäßig einexerziert werden, da sonst die Gefechtsausbildung zu kurz käme. Der Zweck des Drills wird nur durch gründliche Arbeit erreicht. Uebertreibung aber führt zum Ueberdruß und ruiniert die Truppe.

Der Drill ist den Leuten unangenehm und unbequem; strenger Gehorsam wird immer ungerne auf sich genommen. Gerade das spricht aber eher für als gegen das straffe Exerzieren. Nicht Vorliebe für die Routine, für das altgewohnte, oder sogar für eine besondere Nation läßt mich die Wichtigkeit des Drills vertreten, sondern die geschichtlich begründete Erkenntnis, daß die Elimination dieses Unterrichtsfaches eine schwere Gefahr für die Disziplin bedeutet. Es ist eine durch die Kriegsgeschichte oft erwiesene Tatsache, daß ungeschulte Truppen nicht aus Mangel an Tapferkeit, und gutem Willen versagt haben (ich erwähne hier nur die Heere der französischen Republik 1870/71) auch nicht, wie das Beispiel der Buren zeigt, aus Mangel an Schießfertigkeit und an Fähigkeit sich den Anforderungen des Schützengefechtes anzupassen, sondern weil der feste Kitt fehlte, der sie zu einem sichern Werkzeuge in der Hand des Führers machte. Dieser Zusammenhalt wird allein durch die der Truppe auf dem Exerzierplatze anerzogene Genauigkeit erzielt. Dagegen sind gut gedrillte Truppen verhältnismäßig selten auseinandergefallen. Daß aber auch solche, auch bei guter Führung, schon versagt haben, beweist nur, daß im Kriege mit solchen Mitteln allein nicht auszukommen ist.

Der Offizier, der Truppen auszubilden hat, darf nur darnach fragen, wie mache ich sie kriegsbrauchbar; alles andere muß neben dieser Forderung verschwinden. Diejenigen Leute dürfen hier niemals maßgebend sein, welche die in jedem Heere unentbehrliche Disziplin und strengen Dienstformen lächerlich zu machen suchen, um durch die Herabwürdigung eines Unterrichtsfaches, das bei der Mannschaft nicht beliebt ist und nicht beliebt sein kann, Wasser auf ihre Mühlen zu leiten.

Das zweite Mittel zur Erschaffung des Gehorsams sind die Strafen des Ungehorsams, verbunden mit Belohnung der Folgsamkeit. Auch auf diesem Gebiete müssen jetzt ganz andere Grundsätze zur Anwendung kommen, als zur Zeit Friedrichs des Großen. Heute, bei der allgemeinen Wehrpflicht dürfen entehrende Strafen nicht mehr angewendet werden, sie dürfen besonders nicht angewendet werden in einer Demokratie, wo der Mann neben dem Soldaten noch Bürger ist und mit dem Stimmzettel über die Staatsgeschäfte selbst entscheidet. Dazu kommt noch ein anderes Moment. Ein Heer, das nur durch die Furcht vor der Strafe zusammengehalten wird, dessen Kriegszucht nur auf dem

System des Zwanges aufgebaut ist, muß unter den heutigen Verhältnissen versagen. Die Furcht vor Strafe wirkt nur so lange, als keine Aussicht besteht, sich ihr zu entziehen, solange der Offizier seine Truppen direkt unter sich hat, und solange sich die Mehrheit der Untergebenen diesem Zwange fügt, sodaß man sich dieser Mehrheit bedienen kann, um die Minderheit zum Gehorsam zu zwingen.

* * *

Damit kommen wir auf den ausschlaggebenden Faktor der Tüchtigkeit der heutigen Heere, auf den wir im Verlaufe unserer Ausführungen immer und immer wieder zu sprechen kommen werden, nämlich *das Wollen jedes Einzelnen*.

Die Disziplin kann besonders im Heere einer Demokratie mit kurzer Ausbildungszeit weder nur auf Gewöhnung, noch kann und darf sie — dies verbietet Staatsform und heutige Fechtweise — durch Unterdrückung der Persönlichkeit erreicht werden. Sie muß daher sehr wesentlich das Produkt der klaren Einsicht und des festen Charakters eines jeden sein.

Die Demokratie bleibt nur so lange eine Demokratie, als jeder einzelne Bürger den unbedingten Willen hat, für sie einzustehen, nicht nur mit Reden, sondern durch die Tat, durch Einsetzung seines Lebens. Unsere Armee kann ihre Aufgabe nur dann erfüllen, wenn das ganze Volk vom festen Willen durchdrungen ist, für die Verteidigung seiner Freiheit und Unabhängigkeit alles hinzugeben und zwar freiwillig, ohne Zwang. Dazu gehört vor allem, daß man gewillt ist, sich der strengsten Disziplin zu fügen.

Weil aber bei uns nicht alle solche Charaktere sind, der Subordination sich willig unterwerfen, so brauchen auch wir als letztes Mittel — die Strafen.

Sie sollten eigentlich bei einer ausgebildeten Truppe gar nicht mehr angewendet werden und in der Armee einer demokratischen Republik überhaupt nie vorkommen müssen. Daher soll die Strafe weniger abschrecken, etwas unerlaubtes zu tun, sondern sie soll hauptsächlich einen erzieherischen Einfluß ausüben, sie soll auf das Ehr- und Pflichtgefühl einwirken.

Damit kommen wir zum wichtigsten Grundsatz: Der strafende Vorgesetzte muß mit der Strafe auf seine Untergebenen — ja auf das ganze Volk — so zu wirken verstehen, daß *die Strafe zur bessern Tat wird* und zweifellos den Umständen angemessen erscheint. Derjenige, welcher nur straft, damit gestraft sei, oder weil es befohlen ist, tut besser, überhaupt nicht zu strafen, da in solchen Fällen die Strafe entweder als Schikane aufgefaßt, oder der Bestrafte als Märtyrer hingestellt wird. Damit erreicht man mit der Strafe gerade das Gegenteil von dem, was man bezweckte.

Das Heer braucht schärfere Strafen als das bürgerliche Leben; wir müssen Vergehen bestrafen, die im Zivil nicht strafwürdig sind. Darum reicht für die Armee die bürgerliche Rechtsprechung nicht aus. Es muß eine besondere Militärgerichtsbarkeit bestehen, welche ein besonderes Militärstrafgesetz zu handhaben hat, und daneben sind den Vorgesetzten gewisse Strafkompetenzen zu übertragen.

Gegen dieses System wird heute Sturm gelaufen; das Militärstrafgesetz sei veraltet, es soll durch

ein neues ersetzt oder sogar ganz aufgehoben werden, die Strafkompetenzen sollen dem Offizier genommen und einer Kommission, die hauptsächlich aus Soldaten zusammengesetzt wäre, übertragen werden.

Wert und Nutzen eines jeden Gesetzes liegen im Sinne und Geiste, in welchem es befolgt, angewendet und durchgeführt wird. Die besten Vorschriften nützen nichts, wenn der gute Geist fehlt, wenn man nur sucht, sich um das schöne Gesetz herumzudrücken. Fehlt der Geist des Gehorchenwollens, so nützt das modernste Strafgesetz nichts.

Der Offizier ist nicht bloß Führer, sondern ebensosehr auch Erzieher seiner Truppe. Es müssen ihm gewisse Strafkompetenzen eingeräumt werden, denn er muß befähigt sein, das als richtig erkannte nötigenfalls zu erzwingen. Das alles verkennen die sogenannten *Soldatenbünde*.

Der Soldatenbund ist ein Kind des Mißtrauens von unten nach oben. Er ist entstanden aus dem Gefühl heraus, daß die Macht der Vorgesetzten zu groß ist, der Soldat zu hart bestraft werde und der Willkür des Offiziers vollständig wehrlos preisgegeben sei. Dieser Geist ist leider durch verschiedene Vorkommnisse, wie vermutete oder wirkliche Unterschlagung von Beschwerden gegen Vorgesetzte, überhaupt durch unverständige Handhabung des Beschwerderechtes, dann durch brutales, provozierendes Auftreten von Offizieren gegenüber ihren Untergebenen, durch parteiische Erledigung von Urlaubsgesuchen hervorgerufen worden und ist zum Teil leider berechtigt.

Ein solches Mißtrauen von unten nach oben führt immer zur Niederlage; es zum Verschwinden zu bringen, *dazu sind Soldatenräte aber das ungeeignetste Mittel*, dadurch würde nur ein Uebel durch ein mindestens ebenso schlimmes ersetzt werden. Die Folge wäre, daß dem Offizier der Einfluß auf seine Mannschaften zum guten Teile entzogen würde. Wie soll er ihn dann im Ernstfalle bei der Führung zur Geltung bringen? Solche Soldatenräte würden im Friedensbetriebe den Offizieren eine große Verantwortung abnehmen — und ich muß leider gestehen, daß es Vorgesetzte gibt, die diese Institution aus diesem Grunde unterstützen —, aber wie sollen sie dann im Ernstfalle Verantwortungsfreudigkeit entwickeln, wenn diese nie geweckt worden ist? Wird sich im Frieden und im Kriege der Offizier verantwortlich fühlen für die Disziplin und die Leistungen seiner Truppen, wenn andere mehr auf seine Untergebenen einzuwirken haben als er? Im Friedensdienste, wenn sich Soldatenrat und Truppenkommandant gegenseitig ausweichen, es zu keinem Konflikte kommen lassen, kann ja diese Einrichtung bestehen, ohne daß man ihren Schaden bemerkt, im Ernstfalle aber muß sie die schädlichsten Folgen zeitigen.

Nur der Führer handelt kühn und selbständig, der sich auf seine Truppen verlassen kann, der weiß, daß das, was er befiehlt, vom letzten Soldaten nach bestem Wissen und Können ausgeführt wird, der keine Angst haben muß vor einer Deputation seiner Untergebenen, welche ihm erklärt, man fordere von der Truppe zu viel. Im Kriege muß das höchste und außergewöhnlichste geleistet werden, dafür darf aber der Soldat nicht schon im Frieden dazu erzogen werden, sich zu verklausulieren, seine Tätigkeit von gewissen Voraussetzungen

abhängig zu machen, die Leistungen in Paragraphen zu kleiden. Der Führer muß seine Untergebenen unbedingt und bedingungslos zu den größten Taten, zu den schwersten Entbehrungen, ja in den Tod führen können. Mißtrauen ist das ärgste Gift. Durch den Soldatenbund wird dieser Argwohn gegen oben vergrößert, da die Kontrollorgane mit der Absicht eingesetzt werden, alle, auch die kleinsten Verfehlungen der Vorgesetzten zu beurteilen und ans Tageslicht zu ziehen.

Man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Wahl der Offiziere durch die Mannschaft zur Weckung des Vertrauens von Nutzen wäre; Soldatenrat und Offizier würden dadurch in einer Person vereinigt. Beispiele beweisen aber, daß die große Masse der Wähler ihre Stimme denen geben würde, welche am wenigsten von der Mannschaft zu verlangen versprechen. In der Politik mag solches gehen, im Militärwesen müßte aber das Streben der Offiziere, „bei der nächsten Wahl nicht durchzufallen“, die verderblichsten Folgen zeitigen.

Das gleiche gilt von der Wahl der Richter der Militärjustiz durch das Volk, auf das die Aufhebung der besonderen Kriegsgerichte hinausläuft.

(Fortsetzung folgt.)

Gutes vom Heere

In meinem unter obigem Titel in Nr. 17 der Allg. Schweiz. Militärzeitung erschienenen Aufsatz findet sich bei der Aufzählung der im Grenzdienste von unserer Armee erzielten Fortschritte folgender Satz:

„Dann sei hervorgehoben die *„Modernisierung“ unserer Artilleriearbeit*, welche das ausschließliche Werk der Truppenoffiziere unserer Artillerie ist. Es liegt eine prächtige Leistungsfähigkeit in diesem Offizierkorps, welche nur geschickter Auswertung bedarf.“

Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Satz dahin gedeutet werden kann, *das Instruktionskorps der Artillerie* sei seiner schweren Aufgabe vor dem Kriege oder im Grenzdienste nicht in vollem Maße nachgekommen.

Damit würde schweres Unrecht getan und ich mache mir eine kameradschaftliche Pflicht daraus, Folgendes zu erklären:

Jener Satz war der Ausdruck meiner Freude darüber, daß es unserer Milizartillerie möglich geworden ist, aus eigener Kraft, so rasch und so geschickt den gewaltigen neuen Forderungen des Weltkrieges sich anzupassen.

Unser Instruktionskorps der Artillerie hat seit Einführung der neuen Feld- und Gebirgsgeschütze und der Haubitzen verschiedenen Kalibers, und seit der eingetretenen sehr starken Artillerievermehrung, d. h. innerhalb 15 langen Jahren eine ganz ungeheure Arbeit und zwar ohne wesentliche Personalvermehrung geleistet; deren Umfang wird nur von Eingeweihten voll erfaßt.

Die Neuerungen verlangten eine völlige Neuorientierung und ein Umdenken der Artillerieführer aller Grade.

Bis zum Beginn des Weltkrieges war es dem Instruktionskorps gelungen, den neuen Begriffen zum Durchbruch zu verhelfen. Die — zum Teil im Gegensatz zu herrschenden Tagesmeinungen —